

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 7 (1903)

Artikel: Wenn die Liebe stirbt ...
Autor: Wirth, Leo
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-575987>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

dernd: „Dieser glänzende Schliff, der herrliche steinerne Kranz, die prächtige goldene Inschrift — dieser Wilhelm ist wirklich ein Künstler!“

Herr Gräfle äußerte sich dahin: „Es war mir meistenteils darum zu tun, zu zeigen, welch prächtiges Baumaterial mein Steinbruch enthält: Kalksteinlager, die dem Marmor nur wenig nachstehen.“

„Hörst du, Uli, der Leute hohes Lob?“ sagt Mutter Mariabeth hocherfreut.

„Ich tät bald lieber was anderes hören und sehen, hm, hm!“

„Et, was denn?“

„Wie viel der junge Mußjöb von seinem hohen Verdienst in die Haushaltung abgibt!“

„Ja — einen Fünfliber hat er bereits gegeben — letzten Samstag. Später wird's schon noch besser kommen!“

„Und daß er auch, so feierabends und sonntags, ein wenig mehr daheim weilen tät!“

„Bei uns langweiligen, einfältigen Alten? Nein, das können wir ihm doch nicht zumuten.“

„Zu mir hat er noch nicht ein Dutzend Worte gesprochen; vielleicht weiß er nicht, daß ich sein Vater bin, hm, hm!“

„'s ist halt so seine eigene schweigsame Art — von dir erberbt, Uli! Mich dünkt, du solltest das längst gemerkt und überdacht haben!“

Beinahe gleichzeitig mit dem jungen Warbrier war auch des Hirschenwirts Töchterlein nach Hause zurückgekehrt, aus dem

Welschland, in dem es, um die Sprache zu erlernen, zwei Jahre zugebracht hatte. Ein zierliches, hübsches Jüngferchen, mit blonden Locken und blauen, schmachtenden Augen, die Freude und der Stolz ihrer Eltern. Nun hatten sie endlich eine Kellnerin, die sich vor Herren- und Bauerngästen sehen lassen durfte, eine aus eigenem Gebürt.

Bald jedoch machten sich Klagen laut: „Diese Jeanette (wie sich das ehemalige Hannchen umgetaucht hatte) beachtet uns Bauernburschen so gut wie nichts, hockt nur allzeit beim jungen Bildhauer. Wenn unsreiner ein Bierglas frisch füllen lassen will, muß er ein halbdunkelndes rufen oder pochen ... Und dieser Wilhelm selbst — wenn er schon einem Millionär sein Sohn wär, er könnte kaum stolzer und fürnehmer tun. Kennt seine ehemaligen Schulkameraden fast nicht mehr!“

Das Gerede unter den Dorfleuten über den erwähnten Gegenstand nahm beständig zu. Man hörte behaupten, erst nur vorsichtig, dann immer lauter und rüchholtloser:

„Die beiden — der junge Grabsteinhauer und des Hirschenwirts Tochter — sehen sich gern — sind ineinander verliebt bis über die Ohren. Für die, wo in den Hirschen trinken gehen, braucht es schon keinen Scharfzinn mehr, um dies zu sehen. Nur der alte Hirsch scheint, in sein Kartenspiel vertieft, nichts davon zu merken. Oder ob er und seine Frau geflüstertlich ein Aug' zudrücken? Es kann einen sehr wundernehmen!“

Auf diese Frage sollte bald eine deutliche Antwort folgen.

(Schluß folgt).

Wenn die Liebe stirbt...

Skizze von Leo Wirth, Einsiedeln.

Nachdruck verboten.

Herbstsonnenschein lag über der schweizerischen Bäderstadt Baden. Etwas Süßes, Unausgesprochenes war in der Luft, ein Gefühl geheimer Sinnlichkeit und herbstlicher Reifegeneration, von aufflackernder Lebenslust und stiller, ahnungsvoller Ergebung — ein Herbstgefühl, so zart und duftig, so einschmeichelnd und süß, so todesseitig und so lebensfroh, wie es nur die letzten schönen Tage des Jahres der schlafbereiten Erde manchmal in überquellender Geberlaune zu schenken pflegen.

Es war ein Sonntagnachmittag. Draußen vor der Stadt an grüner Halde stand eine freundliche Villa im warmen Sonnenschein. Aus der purpurroten Gartenlaube von wildem Wein tönte dann und wann ein helles, fröhliches Lachen. Zwei schöne junge Menschen saßen da drinnen beisammen, scherzend, sich neckend, plaudernd und küssend — zwei Verlobte in all ihrer Freude und Überschwänglichkeit.

Sie war eine stolze, edle Erscheinung. Von dem anmutigen Haupt wallte eine Flut tiefdunkler Lockenhaare über die Schultern herab, die braunen Augen sprachen von Treue und unschuldsvoller Offenheit, und der fein geschnittene Mund trug den sanften Zug der Herzengüte und liebender Hingabe. — Kraftvoll war die Gestalt des Mannes. In seinem sonnengebräunten, starken Gesicht brannten zwei leidenschaftliche Augen, der schwarze Schnurrbart beschattete ein paar volle, genüßfrohe Lippen. Ein stolzer, geschmeidiger, prächtiger Gliederbau verriet den Soldaten.

„Ernst,“ flüsterte sie, „ich hätte noch einen Wunsch, einen recht vorrichten, einfältigen Wunsch, dessen ich mich schämen sollte, und doch . . .“

Er neigte sich lächelnd zu ihr. „Und was soll's denn sein, du liebes, schüchternes Kind? — Bitte, sag' mir's! Ich werde die Augen schließen, dich ganz gewiß nicht ansehen und auch nicht lachen. Sag's, Myra, sag's!“

„Ich — habe dich,“ begann sie zögernd, während er schalkhaft lächelnd sein Gesicht mit den Händen bedeckte, „noch nie in Uniform gesehen. Ich denke es mir so schön: du als Offizier! Lach' mich nicht aus, aber . . .“

„Nun bist du aber wirklich komisch, Myra!“ rief er lachend aus. „Ich kann dir sagen, daß ich genau so aussehe wie alle übrigen Leutnants. Wir gleichen uns in der Uniform wie ein Haar dem andern: hast du einen gesehen, so hast du alle gesehen. — Oder glaubst du etwa, daß wir mit der Uniform auch einen andern Menschen anzögen?“

„Wer weiß! — Immerhin,“ sagte sie errötend, „möchte ich dich einmal als Offizier sehen, das ist nun so eine Laune

von mir. Ich meine, auch als Leutnant müßtest du — hundertmal schöner sein als alle andern — ich . . .“ Sie errötete noch mehr und wandte sich verwirrt von ihm weg.

„Du kleines, süßes Geschöpf! Diese Schmeichelei verdient aber einen Kuß — zur Strafe!“ Und lachend drückte er einen Kuß auf ihre roten Lippen. „Uebrigens — dein Wunsch kann leicht erfüllt werden. Diese Woche ist Rekrutenaushebung hier in der Stadt. Da muß ich als Aushebungsoffizier dabei sein. Wenn du dich bemühen wolltest, nächsten Donnerstag gegen zehn Uhr morgens beim Hotel „Linde“ vorbeizupromenieren, so könne ich du deinen Ernst in all seiner Herrlichkeit als Oberleutnant bewundern und entscheiden, wen von uns Offizieren der Preis der Schönheit gebührt. — Kommt du?“

„Ja, ich komme!“ rief sie aus, und wieder tönte fröhliches Lachen aus der roten, sonnenbestrahlten Gartenlaube.

* * *

Ein trüber Morgen. Die Nebel schlüchten im Tal; von den halbentblätterten Bäumen troff der Tau. Auf dem Turm der Burgruine Stein hing schlaff eine rotweiße Fahne. In der Stadt war's still und öde; nur dann und wann knarrte ein Fuhrwerk durch die engen, krummen Straßen.

Reges Leben aber entwickelte sich auf dem Platz vor dem Gasthof zur „Linde“. Junge Burschen aus allen Dörfern der Umgegend kamen an, lachend, frisch und sorgenfrei, zum Dienst fürs Vaterland bereit. Es war eine bunte Gesellschaft, meist Bauernsöhne, darunter auch vornehm sich gebärdende „Städter“ aus dem benachbarten kleinen Mellingen, hochmüttige Studenten und schlicht gekleidete Fabrikarbeiter.

Gegen zehn Uhr trat ein hochgewachsener Offizier aus der breiten Tür der „Linde“, von einigen jungen Leutnants gefolgt. „Herr Auner, der Oberleutnant!“ ging ein Geschnatter durch die Gruppen. Die Trommel schlug. Die jungen Leute mußten sich auf zwei Glieder einstellen. Es erforderte Mühe, diese Aktion durchzuführen, und mancher Fluch der ungeduldigen Offiziere gab den armen Rekruten einen Vorgeschnack des Soldatenlebens. Endlich! In zwei Reihen aufgestellt, flott ausgerichtet, standen sie in Achtungstellung mit erwartungsvollen Mienen da. Vor der Front schritt der schöne Oberleutnant auf und ab, die jungen Leute scharfen Blickes mustern.

Möglich blieb er stehen. In der vordern Reihe war ihm ein buckliger, verkrüppelter, fast kinderhaft und doch unnatürlich alt ausschender Mensch aufgefallen, dessen Gesicht von Geschwüren bedeckt war und der, wie ein fremdes frisches Gewächs

eine schöne Pflanzung, die gesunde, kräftige Jünglingsschar grausam entstellte.

Das Gesicht des schönen Offiziers verzog sich in unmutige Falten. „Was willst du hier?“ herrschte er den vor Schrecken Zusammenzuckenden an.

Der zitterte ein weißes Papier aus der Tasche. „Da — ich komme — von Rudolfsstetten — das Aufgebot,“ stammelte er mit seiner unangenehmen Kinderstimme.

„Unsinn!“ schrie der Leutnant. „Wer sagte dir, daß du hierherkommen solltest?“

„Da — das Auf — gebot,“ würgte der Arme, an allen Gliedern zitternd, hervor.

„Das Aufgebot!“ spottete der Offizier. „Unsinn! Diese Leute sind doch zum Erbarmen dummi! Schicken uns solch elendes Geschmeiß auf den Hals! Pack dich und schick ein ärztliches Zeugnis! Du bist untauglich! Geh! Marsch! — Auf was wartest du noch?“

„Ich — ich weiß nicht — an wen soll ich das ärztliche Zeugnis schicken — und — und — was kostet . . .“

„Pack dich, sag' ich! Wir haben keine Zeit! Fort, fort, fort!“

Der Unglückliche trat zögernd und zitternd aus den Reihen seiner schönen Kameraden heraus, steckte schüchtern das weiße Papier in die Tasche seines Rockes und ging dann wankenden Schrittes davon. An der nächsten Straßenecke aber stand er still und warf einen todestraurigen Blick, in dem eine ganze Seele lag, zurück auf die gesunden, hübschen jungen Leute, seine Altersgenossen, und auf den schönen, glänzenden Offizier, der vor ihnen stand.

Der wandte sich plötzlich, wie von geheimer Macht getrieben, um und erblickte zwei Damen, die jenseits der Straße standen und wohl der unangenehmen Szene beigewohnt — Myra und ihre Mutter.

Mit seinem liebenswürdigsten Lächeln hob Ernst die heringute Hand an das Käppi und grüßte lächelnd und elegant hinüber. Die Damen neigten kaum merklich ihre Häupter; in Myras schmerzlich erstauntem Blick lag die Frage: „Also zieht man doch mit der Uniform einen andern Menschen an?“

Ernst hatte frohe, bewundernde Blicke einzuverntnen gehofft,

und nun diese kalten, anflagenden Miene —

Myra sprach kein Wort. Sie hatte unter den Worten ihres Verlobten zusammengezuckt, als hätten sie ihr selbst gegolten und nicht jenem armen, verschuppten Bauernjungen von Rudolfsstetten. Einiges Neues war in ihr Leben gekommen, und ein Schmerz zog durch ihre Brust, wie sie ihn nie gefühlt.

Zu Hause schläng die Mutter liebevoll ihre Arme um die Enttäuschte und sprach ihr leise zu: „Ich weiß, was du tun willst, Kind. Prüfe dich wohl und sei nicht allzu hart! Können denn alle so gut sein wie du? — Und wenn es sein muß, dann sei stark mein Kind. Eine gramvolle Zeit steht dir bevor.“ — Myra hatte ihr lockiges Haupt auf die Schulter der Mutter gelegt und schluchzte laut.

* * *

Wieder war es Sonntag geworden, und wieder lag der Herbstsonnenblitz verklärend auf Stadt und Land. In der Gartenlaube von wildem Wein, deren rote Blätter eins um das andere sich loslösten und leise flüsternd zur Erde fielen, saßen Mutter und Tochter schweigend beisammen. Es herrschte eine Stimmung, als hätten die beiden soeben einen begraben, der ihnen teuer gewesen und den sie jetzt vergessen mußten für immer. Das bleiche Gesicht der Tochter zeigte die Spuren

durchweinter Nächte; aber sie war ruhig geworden, ruhig wie eine, die entfagt hat. So saßen die beiden und schwiegen, während von der Laube fast unhörbar die Blätter zu Boden sanken.

Schrill klirrte die Gartentür. Ein starker Schritt näherte sich. Erschrocken fuhr Myra empor. „Geh, Mutter, laß uns allein! Auch das noch! O Gott! O Gott!“

Die alte Frau warf einen besorgten Blick auf ihre zitternde Tochter und ging. Myra setzte sich, mühevoll um Fassung ringend, nieder.

Ernst betrat die Laube. Sein Gesicht war bleich, sein Ausdruck finster, drohend. So stand er ihr gegenüber. Brennende Blicke bohrten sich forschend in die ihren. „Myra, ich frage dich nur eines: war es dir ernst mit deinem Absagebrief? Sollte es wirklich wahr sein? — Um einer Kleinigkeit, um eines Nichts willen wolltest du mich aufgeben? Ist das möglich, Myra?“

„Aus Kleinigkeiten, Herr Anner, ist unser Leben zusammengesetzt, an Kleinigkeiten lernen wir Menschen uns kennen; aus einem Nichts hervor wachsen oft die Gespenster, die uns das Dasein vergiften. — Herr Anner, verzeihen Sie; aber es ist so, wie ich geschrieben, und ich kann Ihre Braut nicht mehr sein. An einer Kleinigkeit habe ich erkannt — doch nein, ich will Ihnen jetzt nichts Bitteres mehr sagen! Es ist genug, und ich kann Sie nur bitten: geben Sie mich auf, vergeben Sie mich!“

„Nein, bei Gott, so gebe ich dich nicht auf! Was habe ich denn getan? — In der Aufregung einen dummen Bauernkrüppel hart angefahren, ihn heimgekämpft, wie er's verdiente und wie's meine Pflicht war. Nichts weiter! Und deswegen, Myra, sollte unser Bund gelöst, deswegen unser ganzes Lebensglück zerstört werden, deswegen sollten wir uns vor der ganzen Stadt bloßstellen? — Kannst du das verantworten, Mädchen?“

Ein verächtlicher Zug zuckte um ihren Mund. Dann fragte sie ernst: „Zwingen Sie mich nicht zu sagen, was ich nicht sagen möchte. — Glauben Sie, daß ich leichtfertig diesen Entschluß gefaßt habe? Daz er mich nicht kämpf und Tränen gekostet hat?“

Er lächelte ironisch. Beleidigt fuhr sie auf: „Ah, was wissen denn Sie von Kampf und Tränen! In Ihrem ganzen Leben haben Sie noch keine Träne geweint! Ja, wer so hart sein kann wie Sie, der hat kein Gefühl, der kann weder glücklich machen noch glücklich sein, der ist ein Stein, ein Stein, ein Stein! — Nun wohl, jetzt wissen Sie, was ich von Ihnen denke, und daß es zwischen uns aus ist und aus sein muß! Für immer!“

Erschöpft sank sie in ihren Stuhl zurück. Eine bange Stille folgte dem leidenschaftlichen Ausbruch. Die roten Blätter flüsterten und fielen im sanften Windhauch zu Boden.

Ernst stand mit verbissenen Lippen totenbleich vor seiner Braut. Plötzlich stieß er hervor: „So leben Sie wohl, Fräulein! Gegen Eigensinn zu kämpfen wäre Torheit. Mögen Sie nie bereuen, was Sie heute getan!“

Er hatte seinen Ring mit nervöser Hast vom Finger gestreift und warf ihn vor sie hin. Dann verließ er Laube und Garten, und seine knirschenden Schritte verloren sich in der Ferne.

Myra sah wie im Traum zwischen den roten Blättern hindurch zum leuchtend blauen Himmel empor. Glitzernde Fäden schwammen dort oben in reiner Luft, von der Sonne verfärbt und von den schmeichelnden Winden getragen. Die fallenden Blätter aber flüsterten fast unhörbar: „Bald wird es Winter sein!“ — — —

An einen Turm Alt-Zürichs.

Du Turm, der Stolz und Lust mir war,
Sie rissen dich nieder vor manchem Jahr!

Wo, schlichter Gesell, du gestanden hast,
Ragt säulenprunkend ein hoher Palast!

Die Zeit tat ihren stummen Lauf
Und riß zu Boden und baute auf.

„Da sie dich brachen, Streich um Streich,
Turm, — meine Jugend sank zugleich!“

Und die die Zeit überdauert hat,
Verwandelt ist die Heimatstadt!

Nun fand ich heut' dein Bild, mein Turm,
Da schlägt mein Herz wie die See im Sturm.

Da schwollt mein Herz mir in der Brust
Und wogt und zittert und weiß erst just:

Ernst Zahn, Göschenen.